Anzeigen und Besprechungen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **122 (2010)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Anzeigen und Besprechungen

Fellmann, Rudolf: Römische Kleinfunde aus Holz aus dem Legionslager Vindonissa. – Brugg: Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa Band XX, 2009. – 184 S., ill.

Mit dem Erscheinen des jüngsten Bandes der Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa wurde ein lang erwartetes Desiderat erfüllt. Der reiche Fundus der hier erstmals kommentiert vorgelegten Holzfunde gewährt einen neuartigen Einblick in die Sachkultur des einzigen römischen Legionslagers der heutigen Schweiz.

Beinahe sechs Jahrzehnte sind vergangen, seit Rudolf Fellmann mit der Aufnahme und Bearbeitung des umfangreichen Fundmaterials begonnen hat. Es ist das Verdienst des Autors, als erster den wissenschaftlichen Wert, der teils schon Jahrzehnte zuvor geborgenen Artefakte erkannt zu haben. Zeit seiner ausserordentlichen Professur an der Universität Bern und verstärkt seit seiner Emeritierung trieb Fellmann die Arbeit zu den Holzfunden stetig voran.

Organisches Fundmaterial erhält sich selten über längere Zeit im Boden. Der sogenannte Schutthügel des Legionslagers «Vindonissa» bietet diesbezüglich aussergewöhnliche Verhältnisse. Im Laufe eines Dreivierteljahrhunderts wurden hier, vor dem Nordtor des Lagers, Siedlungsabfälle über die Böschung hinuntergeschüttet. Dabei entstand eine Schuttdeponie von fast 200 Meter Breite und 18 Meter Schichtmächtigkeit. Entscheidend für die Konservierung organischer Materialien war das Zusammentreffen von mehreren Faktoren. Unterirdische Quellhorizonte sorgen für eine kontinuierliche Durchfeuchtung der Objekte. Die Verdichtung durch das Eigengewicht des Kehrichts selbst sowie zusätzlich die Ablagerung von Fäkalien gewähren Luftabschluss beziehungsweise eine Eindämmung der Oxidationsvorgänge. Zusätzliche, aber weit weniger Holzgegenstände stammen aus dem sogenannten Keltengraben, welcher Teil der Wehranlage des helvetischen Oppidums auf dem Geländesporn oberhalb der Reussschlaufe ist. Die zur Frühzeit des Legionslagers hier verfüllten Abfälle lagen im Grundwasserbereich.

Fellmann führt den Leser über allgemeine Bemerkungen hin zum kommentierten Gegenstand. Hier wird bereits zu Beginn der Lektüre deutlich, dass der Autor die Arbeit nicht als reine Katalogvorlage versteht. Entscheidend ist dabei die einleitend gegebene Erkenntnis, dass Holzobjekte «… einen ganz wesentlichen Anteil im breiten Angebot an römischen Gebrauchsgegenständen ausgemacht haben». Entsprechend handelt Fellmann zunächst kursorisch die spezifischen Erhaltungsbedingungen ab; ein Vorgehen, das bei den geläufigen Fundgattungen freilich nicht üblich ist, hier aber durchaus Sinn macht.

Die Diskussion des Fundkontextes der aus «Vindonissa» vorgestellten Hölzer beschränkt sich auf das Entscheidende. Erwähnung finden zudem auch neun weitere Schweizer Fundstellen mit antiker Holzerhaltung. Leider erst nach Redaktionsschluss kamen bei der rechts der Limmat gelegenen Hangbebauung von «Aquae Helveticae» (Ennetbaden AG) Holzfunde aus dem 1. Jhd. n. Chr. zutage; die Liste ist entsprechend zu ergänzen.

Der Exkurs zur Problematik der Konservierung von Kleinfunden aus Holz profitiert ebenfalls von der jahrzehntelangen Beschäftigung des Autors mit der Materie. Fellmann führt durch die Geschichte älterer und zeitgenössischer Methoden ohne sich im naturwissenschaftlichen Detail zu verlieren. Von Interesse ist hier insbesondere der mit Testreihen dokumentierte frühe Umgang mit den Funden aus dem Schutthügel. Eine Bemerkung am Rande: Von der erwähnten alternativen Konservierungsmethode durch Aufkochen in Zuckerlösungen wird heute weitgehend abgesehen. Entsprechend präparierte Exponate erfreuten sich in Museen vor allem bei Kleinnagern grosser Beliebtheit. Die Holzartenbestimmung hat Werner H. Schoch (Laboratorium WSL, Birmensdorf ZH) vorgenommen. Der statistische Überblick zeigt, dass zur Hauptsache Weisstanne verarbeitet wurde, gefolgt von Buchs und unterschiedlichen Obstbäumen. Unter den fast zwei Dutzend nachgewiesenen Arten finden sich zudem exotischere Gewächse wie die Zeder oder die Schmuckzypresse.

Der Katalog bildet den eigentlichen Hauptteil der vorliegenden Arbeit. Die weit über Tausend erfassten Objekte sind nach Fundgruppen geordnet. Es ist hervorzuheben, dass den Katalogeinträgen jeweils Kommentare hintangestellt sind. Ein solches Konzept gilt längst nicht als Standard und stellt einen erheblichen Mehrwert dar. Hier zeigt sich der gereifte Überblick des weitgereisten Autors. Zahlreiche, aus unterschiedlichen Provinzen des Römischen Reiches zusammengetragene Vergleichsobjekte werden beigezogen, antike Schrift- und Bildquellen zur Deutung der Artefakte konsultiert.

Handwerksgeschichtliche Angaben finden Raum, ohne dass klassische Auswertungsziele wie Typologie und Chronologie vernachlässigt werden. Das Spektrum der Fundgruppen streut weit: Es reicht von einfachen Gegenständen des häuslichen und gewerblichen Alltages bis zum Kultobjekt, von der Schreibtafel und der Sandale hin zum Schwertgriff. Hier wird deutlich, wie unvollständig das bei gewöhnlichen Erhaltungsbedingungen geborgene Fundmaterial ist.

Eine lange Reifezeit einer Arbeit ist immer auch mit gewissen Schwierigkeit verbunden. So stammen die Originale der Fundabbildungen von verschiedenen Zeichnern mit eigenem Duktus. Hier ist es der Redaktion und der Gestaltung gelungen, – sicher unter beachtlichem Aufwand – eine grösstmögliche Ordnung zu schaffen. Insbesondere die massstäbliche Einheit der Tafeln unterstützt die Zugänglichkeit. Letztere ist aber in erster Linie durch den stringenten und klaren Schreibstil des Autors gegeben, welcher den Leser, speziell im einleitenden Teil der Arbeit, rasch für die Thematik zu gewinnen vermag.

Zu bedauern bleibt einzig, dass Rudolf Fellmann ob seines Alters nicht mehr dazu gekommen ist, das Buch mit einer Synthese abzuschliessen. Gerne hätte man die in den Katalogkommentaren angesprochenen Beobachtungen, etwa zur Problematik des Nachweises von Frauen im Lager, weiter ausdiskutiert gesehen. So steht auch die qualitative Bewertung des Gesamtspektrums der gesammelten Holzfunde aus «Vindonissa» noch aus. Weiter wäre ein umfassenderer Vergleich mit dem zivilen Oberwinterthur («Vicus Vitudurum») – ebenfalls von Fellmann ausgewertet – von Interesse. Da mit der vorliegenden Publikationen jedoch eine solide Basis existiert, ist eine solche Ergänzung ohne grössere Schwierigkeit nachzureichen.

Dem Autor Rudolf Fellmann ist es gelungen, ein Buch vorzulegen, das weit mehr ist als ein Katalog. Es wird jenen Freude bereiten, die sich für antike Sachkultur interessieren. Selbstredend gilt dies auch für den Archäologen, dem es vergönnt ist, unter aussergewöhnlichen Erhaltungsbedingungen zu graben. Hier wird der jüngste Band der Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa zum wichtigen Vademecum.

STEPHAN WYSS, BASEL

Pionier und Pfaffenschreck. Die Memoiren des Carl Franz Bally. Hg. von Clauspeter Scalabrin, mit einer Einleitung von Peter Heim. Im Auftrag der Stiftung für Bally Familien- und Firmengeschichte. – Baden: hier + jetzt 2009. – 452 S., ill., mit DVD.

Lebenserinnerungen von Industriellen sind eine Rarität. Desto lobenswerter ist es, dass die Aufzeichnungen des Carl Franz Bally nun im Auftrag der Stiftung für Bally Familien- und Firmengeschichte von Clauspeter Scalabrin herausgegeben werden konnten. Das Vorwort stammt von Peter Heim, dem Verfasser von «Königreich Bally, Fabrikherren und Arbeiter in Schönenwerd» (hier + jetzt 2000), worin er eine erste kritische Würdigung der Bally-Frühzeit vornimmt und sich auf Carl Franz Ballys Lebenserinnerungen abstützt. Es ist deshalb empfehlenswert, Peter Heims Werk als Begleitung zu den Memoiren zu lesen.

Der Aufbau dieses Werks beginnt mit dem Vorwort von Peter Heim, gefolgt von den Illustrationen, die als wertvolle Zeitdokumente bereichern. Es folgen chronologisch die Memoiren, Aufzeichnungen, Erinnerungen von 1821 bis 1891, leserfreundlich gegliedert nach Stichworten: Geschäftliches, aus der Familie, Politisches, Schule, Kirchliches, Diverses.

Die Memoiren geben einen tiefen und beeindruckenden Einblick in die Denkweise eines Industrieführers patriarchalischer Prägung, der geachtet und gefürchtet zugleich war. Neben der Schaffung eines Industriezweiges setzte er sich auch voll und ganz für die Allgemeinheit ein, indem er sich in die Politik stürzte und sich auf kantonaler und eidgenössischer Ebene engagierte, und zwar in der Zeit des Kulturkampfes, wie der Titel der Memoiren überschrieben ist, als Gegner der katholischen Geistlichkeit, als «Pfaffenschreck». Er stellte sich im Jahre 1864 gegen die Anstellung des Abbé Silvan Walser als Pfarrverweser. Er nennt ihn aufgrund der Predigten in

Gretzenbach «ein echt römisches Pfäfflein», oder er kommentiert einen Artikel in der Solothurner Zeitung am 7. Dezember 1880 mit der Schlusspointe: «Für das katholische Volk werden erst dann wieder gute Tagen kommen, wenn die römische Kirche (das heisst ihre Träger) von der Lüge zur Wahrheit und vom Hochmut zur Demut zurückkehrt.»

Durch die Herausgabe der Memoiren erhalten wir jetzt einen vertieften Einblick in Wirken und Wesen dieser Persönlichkeit, eines Pioniers und Kämpfers für seine Überzeugungen. Erschienen sind die Memoiren des Carl Franz Bally kommentiert und illustriert, mit DVD zum Buch, in Originalhandschrift und vollständiger, zeilengetreuer Transkription.

ALFRED SCHRIBER

Alexandra Binnenkade: KontaktZonen. Jüdisch-christlicher Alltag in Lengnau. Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Band 75. – Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2009. – 317 S., ill.

Die Geschichte der Juden und der beiden aargauischen Judendörfer (Ober-) Endingen und Lengnau ist in den letzten Jahren wieder auf vermehrtes Interesse gestossen. Mit ihrer Dissertation, einer sorgfältig recherchierten, mit viel Theorie, Vergleichsmaterial und Exkursen angereicherten Studie, leistet die in Basel tätige Historikerin Alexandra Binnenkade einen weiteren Beitrag dazu. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen fasst sie, anschaulich und prägnant zugleich, wie folgt zusammen:

«Lengnau war kein avantgardistischer Ort hybrider Kulturen, sondern eine Kontaktzone. Das Dorf, das Surbtal, war ein Raum, in dem sich Menschen begegneten, die jüdische, katholische oder protestantische Glaubenssätze befolgten. Begegnung heisst nicht Verschmelzen. Aber es lassen sich signifikante Zeichen unterschiedlich intensiver Berührungen erkennen. Manchmal bestanden jüdische und katholische Räume gleichzeitig nebeneinander. Manchmal kam es zu umfassenderem Austausch, beispielsweise indem das Surbtaler Jiddisch eine geteilte, Auswärtigen unverständliche Dorfsprache werden konnte und wenn Rezepte entstanden wie die koschere ‹Härdöpfel-Dünne›. Einige Kontaktzonen waren durch staatliches Tun vermittelt [...]. In den meisten Fällen waren es jedoch stille, unauffällige, nichtsdestotrotz regelmässige Anlässe zum gegenseitigen Kontakt: Einige christliche Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner verstanden und sprachen Jiddisch, aber nicht alle; einige verrichteten Sabbatdienste, andere kauften günstiges geschächtetes Fleisch, wieder andere sassen mit jüdischen Nachbarn in einer Wirtsstube oder sahen bei jüdischen Feiertagen zu. Einige Juden machten mit Christen Geschäfte, einige jüdischen Frauen trafen sich mit christlichen Nachbarinnen beim Wäschewaschen, einer schenkte seinem christlichen Nachbarn aus Freundschaft einen Hund, ein anderer stellte christliche Verkaufshelfer ein, und einmal verstand sich die jüdische Gemeinde mit dem katholischen Pfarrer so gut, dass sie ihm anbot, einen Vikar zu finanzieren, damit der Pfarrer trotz gesundheitlicher Beschwerden länger in Lengnau bleiben

konnte. Doch nicht alle taten alles. Lengnau war nicht der Ort enger Umarmungen und permanenter Vermischung auf allen Ebenen des Alltags. Vielmehr setzte sich das Zusammenleben aus unzähligen punktuellen Kontakten zusammen, genug, um sich zu verstehen, genug, um sich fremd zu bleiben. Lengnau zeichnete sich weder durch klare Segregation und Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung aus, wie sie noch vor wenigen Jahren als Kennzeichen ihres Daseins in den aargauischen Dörfern beschrieben wurde, noch lebte die Dorfgemeinschaft ein gewolltes, reflektiertes und entschiedenes Miteinander.»

In eindrücklicher Weise wird ferner dargestellt, wie der Kanton Aargau die Surbtaler Juden von 1803 mehr und mehr in den staatlichen Organismus einband, ihnen Schritt um Schritt die bürgerlichen und zuletzt auch die politischen Rechte gewährte (die Autorin spricht von einer Patchwork-Staatsbürgerschaft), dabei aber ihre alten Rechte als autonome Religionsgenossenschaft immer mehr beschnitt. Zur Sprache kommen selbstverständlich auch die «Endinger Katzenmusik» und die Turbulenzen um die Einbürgerung der Surbtaler Juden im Jahr 1862. Verschiedene in diesem Zusammenhang auftretende Ungenauigkeiten (zum Beispiel «die protestantische Regierung» und die «von ihr ausgearbeitete Verfassung», Lese- und Datierungsfehler usw.) sind zwar zu bedauern, mindern aber den Wert der Arbeit insgesamt kaum herab.

HEINRICH STAEHELIN, AARAU

Wohlwend, Lotty: SOS in Dürrenäsch. Eine Katastrophe erschüttert die Schweiz. – Frauenfeld: Verlag Huber 2009. – 248 S., ill.

Das von Lotty Wohlwend vorgelegte Werk erhebt den Anspruch, den Flugzeugabsturz bei Dürrenäsch vom 4. September 1963 aufzuarbeiten. Dass diese Katastrophe, welche das Selbstbewusstsein der aufstrebenden Industrienation Schweiz mit ihrem Anspruch auf Präzision und Verlässlichkeit erschüttert hat, in ihrer Zeitbezogenheit untersucht wird, ist tatsächlich wünschenswert. Es ist denkbar, dass der Anlass speziell dazu geeignet sein könnte, einen Einblick in die Jahre des schweizerischen Wirtschaftswunders zu werfen. So zeigt sich ein Nebeneinander von einer neuen, modernen Welt und einer noch in den Traditionen verhafteten Schweiz, sowohl in Dürrenäsch wie in Humlikon, dem von der Katatstrophe vital getroffenen Dorf.

Was den Leser allerdings erwartet, sind Aussagen von Zeugen, Angehörigen, Journalisten und einzelne Transkriptionen aus Unfallprotokollen und der Untersuchung. Das könnte an sich ein ehrenwerter Ansatz für Oral History sein. Das Ganze wird nicht ansatzweise aufgearbeitet, kommentiert oder in einen grösseren Zusammenhang eingeordnet.

Die Haltung der Autorin zu ihrem Gegenstand erscheint voyeuristisch, orientiert am Vorbild des «Blick»-Journalisten, der unter dem Vorwand, Bekannten kondolieren zu wollen, in das für die Presse eigentlich abgeriegelte Humlikon eindrang, und nun nochmals Gelegenheit erhält, diese heroische Tat Lesern gegenüber zu

rechtfertigen. Es herrscht eine Haltung des kolportierenden Mitleids, das sich vorgeblich der Aufarbeitung von vergangenem Leid widmet, dieses in Tat und Wahrheit aber krampfhaft wieder aufleben lassen will, um die Katastrophengeilheit der Menge zu befriedigen.

Was kann eine historisch interessierte Person also mit dem Ganzen anfangen? Sie kann das Ganze lesen als Beispiel, wie Geschichte nicht geschrieben werden soll, als Beispiel dafür, dass Zeitzeugenbefragung allein noch keine Geschichte ausmacht. Oder aber als Beispiel für eine Entwicklung im Journalismus, die in den 1950er-Jahren ihren Anfang genommen hat und sich bis heute unverdrossen immer weiter verbreitet und nun sogar Anspruch darauf erhebt, die «wahre Geschichte» zu schreiben. Oder sie kann sich an die Illustrationen halten und feststellen, dass der Obstbaumbestand in der betroffenen Gegend 1963 um ein Vielfaches höher war als heute.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

Widmer, Hans-Peter: Wander schön. Aargauer Wanderwege 1935–2010. Oberentfelden: Aargauer Wanderwege 2010. – 54 S., ill.

Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege ist 1934 initiiert worden. Bereits im Januar 1935 fand die Gründungsversammlung der Aargauer Wanderwege statt, noch vor der eigentlichen Gründung der gesamtschweizerischen Organisation. Gründerväter im Aargau waren der Chemiker Carl Jaeger, der Laufenburger Bezirksamtmann Josef Stäuble und der Badener Turnlehrer Hans Ott. Mit ihnen gehörte der Aargau zu den Pionieren der Wanderweg-Bewegung in der Schweiz.

Hans-Peter Widmer beschreibt in der Broschüre zum 75-Jahr-Jubiläum auf anschauliche Art den Werdegang der Aargauer Wanderwege: den Neuanfang nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, den Ausbau des Wegnetzes in der Nachkriegszeit und schliesslich das wachsende Engagement des Kantons, nach der Schaffung von gesetzlichen Grundlagen im Baugesetz (1972) und im eidgenössischen Fuss- und Wanderweggesetz (1987). Das Zusammenwirken von ehrenamtlicher Arbeit und steigender Professionalität war Teil der Entwicklung in den letzten drei Jahrzehnten. Die Vielfalt der Wandermöglichkeiten im vorbildlich erschlossenen Aargau wird deutlich.

BRUNO MEIER, BADEN

Gegenwart sichten. Stapferhaus Lenzburg 1960–2010. Hg. Stapferhaus Lenzburg, Beat Hächler, Sibylle Lichtensteiger – Baden: hier + jetzt 2010. – 167 S., ill.

Zwiespältig wäre wohl das richtige Wort, um das vom Stapferhaus zu seinem 50. Geburtstag vorgelegte Werk zu beschreiben. Zwiespältig in seiner Aufmachung, die in einem edlen, grauen, silbergeprägten Einband einen aktenmässig gebundenen Blätterkonvolut versteckt. Zwiespältig die Zusammenstellung von Hochglanzbildteil mit einem auf Zeitungspapier gedruckten Textteil. Zwiespältig aber auch der Anspruch, Geschichtsschreibung und Rückblick zu vermeiden und vor allem Gegenwart

sichten zu wollen. Und doch wird hier letztlich vor allem Geschichte geschrieben. Die Geschichte einer Institution, die als politischer Think-Tank begonnen hat, um sich dann plötzlich in den 1990er-Jahren neu zu erfinden und zu einem der erfolgreichsten und publikumswirksamsten Ausstellungszentren der Schweiz zu werden. Und so schätzt denn der Historiker nicht zuletzt die nüchterne chronologische Übersicht über die Tätigkeiten der vergangenen 50 Jahre, die es ihm erlaubt, seine eigenen Schlüsse zu ziehen über den Wandel schweizerischer und aargauischer Mentalität, sich wandelndes Kulturverständnis und wechselnde Akzentsetzung im politischen und historischen Verständnis.

Bestechend sind die klugen Auseinandersetzungen der sieben Autorinnen und Autoren entlang der Grundbegriffe Kultur, Gegenwart, Begegnung, Wirkung, Geld und Zukunft mit der jubilierenden Institution. Und doch wirkt die Zwiespältigkeit auch hier, insbesondere im Bereich des Ausblickes, wo unklar bleibt, inwiefern mit der Vergangenheit gebrochen werden muss, um Zukunft zu haben.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

Baumann, Max: Villigen. Die Geschichte. – Baden: Baden-Verlag 2009. –

Max Baumann legt mit der Geschichte von Villigen einen weiteren Baustein in der von ihm stark geprägten Ortsgeschichtsschreibung im Bezirk Brugg vor. In gewohnt sicherer Manier beschreibt er die Geschichte der kleinen Gemeinde an der Aare bis zum Zusammenschluss mit Stilli Anfang 2006. Das schön illustrierte Buch besticht einmal mehr durch seine Materialfülle, die nie erdrückend wird, sondern für die Leserschaft gut aufbereitet präsentiert wird. Das Spektrum reicht von der mittelalterlichen Burg Besserstein bis zur Atomforschung und dem heutigen PSI, von den Herren von Baldegg bis zu den Villiger Söldnern und dem Vereinswesen. Die Villiger Ortsgeschichte ist ein Lesebuch für die Einwohnerschaft, das man nicht von A bis Z durchlesen muss, sondern das sich ausgezeichnet zum Schmökern eignet.

BRUNO MEIER, BADEN

Widmer-Dean, Markus: Ortsgeschichte Suhr. Die Geschichte des Dorfes Suhr von den Anfängen bis zum Jahr 2009. – Suhr: Gemeinde Suhr 2009. – 400 S., ill.

Markus Widmer-Dean widmet sich in der 2009 erschienen Ortsgeschichte von Suhr einer Gemeinde, die durch ihre verkehrsgünstige Lage am Zusammenfluss von Suhre und Wyna in direkter Nachbarschaft der Stadt Aarau auf eine lange und bewegte Vergangenheit zurückblicken kann. Entsprechend der Bedeutung Suhrs als wirtschaftlichem und kirchlichem Zentrum der Region stellte Alfred Lüthi die historische Entwicklung der Ortschaft bereits 1968 erstmals umfassend dar. 40 Jahre später beauftragte die Ortsbürger- und Einwohnergemeinde nun Markus Widmer-Dean, die Geschichte von Suhr neu aufzulegen und die «dörfliche Vergangenheit und Gegenwart mit einer gut verständlichen und attraktiv illustrierten Gesamtdarstellung» einer breiten Leserschaft näherzubringen. Unterstützung erhielt Widmer-Dean dabei von

einer durch den Gemeinderat eingesetzten Kommission, deren Aufgabe darin bestand, Kontakte vor Ort herzustellen und dem Autor bei der Themenauswahl wie auch bei der Buchgestaltung beratend zur Seite zu stehen.

Die Ortsgeschichte Suhr gliedert sich in insgesamt sieben Teile: Im ersten Teil wird der geografische Raum vorgestellt, in dem sich das dörfliche Leben abspielte. Im zweiten Teil wird der Lauf der Zeit von den Anfängen in der Urzeit bis heute nachgezeichnet. Im dritten Teil steht die Siedlungsentwicklung Suhrs im Mittelpunkt der Betrachtung, wobei das Wachstum des Dorfes seit 1800 und der gegenwärtige Zustand den Schwerpunkt des Kapitels bilden. Der vierte Teil skizziert die Entstehung der Gemeindeorganisation. Im fünften Teil werden Bevölkerungsgrösse und Lebensumstände der Suhrer untersucht. Der sechste Teil beschäftigt sich mit der Wirtschaft und der siebte schliesslich mit den kirchlichen Verhältnissen. Beim letzten Kapitel verweist Widmer-Dean auf die Kirchengeschichte Suhrs, die er im Jahr 2005 zusammen mit Georg Mayer publizierte. Abgerundet wird das Ganze durch einen ausführlichen Anhang mit Namensregister (Orts-, Familien- und Flurnamen), Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Abbildungsnachweis.

Besonders auffällig an der neuen Suhrer Ortsgeschichte ist deren opulente Bebilderung. Nicht nur werden alle sieben Hauptkapitel sowie einzelne Unterkapitel durch doppelseitige Farbabbildungen eingeleitet, sondern die gesamte Buchgestaltung besticht durch ihre reichhaltigen Illustrationen, Grafiken, Tabellen, Übersichten und Informationskästen. Zudem werden wichtige Stichworte im Fliesstext optisch hervorgehoben oder in Form eigenständiger Blöcke in die bestehende Kapitelgliederung eingeschoben. Die abwechslungsreichen gestalterischen Mittel laden den Leser geradezu ein, in der Ortsgeschichte herumzublättern und in die Vergangenheit Suhrs einzutauchen. Sucht man jedoch nach konkreten Inhalten wie der ersten urkundlichen Erwähnung der Ortschaft 1045 oder dem Ursprung des Namens Suhr, ist es schwierig, sich in der Fülle der dargebotenen Informationen zurechtzufinden. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis, das auch die Untertitel oder die zahlreichen eingeschobenen Informationskästen berücksichtigt hätte, wäre hier sicherlich hilfreich gewesen. Schliesslich ist die Darstellung der allgemeinen historischen Entwicklungen und Begriffe gemessen an den spezifisch suhrerischen Themen etwas allzu breit ausgefallen. Heutzutage lassen sich solche Stichwörter ja schnell und einfach beispielsweise über Wikipedia abrufen. Insgesamt ist es Markus Widmer-Dean aber gelungen, bei der Buchgestaltung und Bebilderung neue Massstäbe zu setzen, die – so ist zu hoffen – auch für andere Ortsgeschichten befruchtend wirken.

ROLAND GERBER, LANGENTHAL

Baumann, Max; Meier, Titus J.: Brugger Brunnen. – Brugg: IBB Holding 2009. – 151 S., ill.

Zum Jubiläum «125 Jahre moderne Wasserversorgung in Brugg» liessen die Industriellen Betriebe Brugg diesen gediegenen, reich illustrierten Band erarbeiten. Für einmal stapelt ein Titel tief: Es werden nicht nur zahlreiche Brunnen mit ihrer

Geschichte vorgestellt und 67 mit näheren Angaben aufgelistet, abgebildet und kartografisch verzeichnet. Darüber hinaus bietet der Band, vor allem für die Zeit vor Erstellung der Hochdruckleitungen 1884, eine eigentliche Geschichte der Brugger Wasserversorgung: von den Quellfassungen und Brunnstuben über die Leitungen bis zu den Brunnen und dem Kampf um deren Sauberkeit und zum Abwasser.

Nach der Einführung von Hausleitungen 1884 verloren die Brunnen an Bedeutung für den Alltag, jedenfalls in Brugg: In Altenburg und Lauffohr dienten sie noch während Jahrzehnten der Versorgung der Bevölkerung. Entsprechend rückten sie, bildlich gesprochen, an den Rand; im Umgang mit ihnen zeigten sich unterschiedliche Haltungen: Einerseits wurden sie versetzt und «herumgeschoben» und manche entfernt. Andererseits wurden im 20. Jahrhundert noch etwa zehn Brunnen (ohne Schulhausbrunnen) neu errichtet – teils sehr schlicht, teils künstlerisch gestaltet – und in den letzten Jahren wurden manche Wasserspender restauriert. So ist das Werk auch Zeugnis der Faszination, welche Wasser und Brunnen auch heute noch ausüben.

FELIX MÜLLER, BRUGG

Prasenjit Chaudhuri: Industria Aarau 1859–2009. – Druck AG Schönenwerd: Verlag Widmer 2009. – 288 S., ill., Anhang mit Tabellen, Zeittafeln, Quellen- und Literaturverzeichnis

Die Aarauer Kantonsschülerverbindung Industria, die sich ihrer Devise «Amicitia et scientia» gemäss der Pflege der Freundschaft und des studentischen Brauchtums wie der Wissenschaften widmet, ist anlässlich ihres 150-Jahr-Jubiläums mit einer reich ausgestatteten und ansprechend gestalteten Festschrift an die Öffentlichkeit getreten. Wie es bei solchen Publikationen üblich ist, ist darin zur Hauptsache vom Leben und Treiben der eigenen Verbindung mit seinen Höhe- und Tiefpunkten die Rede. Beigegeben ist jedoch auch einiges (teils kaum bekanntes) Material über andere Aarauer Schülervereine, die Geschichte der (Alten) Kantonsschule Aarau und die zahlreichen Alten Herren und Freunde der Industria, die in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die vorliegende Festschrift ist also auch unter allgemein geschichtlichen Gesichtspunkten von einigem Interesse. Nur schade, dass ihr ein Personenregister fehlt!

HEINRICH STAEHELIN, AARAU

Willy Stoll: Von der Dorfhebamme zur Frauenklinik. Die Anfänge der klinischen Frauenheilkunde und die Entstehung der Frauenklinik Aarau. Baden: hier + jetzt 2010, 223 S., ill.

«Aus ärztlicher Sicht ist die Geschichte der Geburtshilfe erschütternd.» Diesem Fazit des Autors ist nach der Lektüre seines Werks nichts beizufügen – höchstens, dass sie das auch aus der Sicht eines Sozialhistorikers ist. Es ist Willy Stoll, selbst von 1974 bis 1997 Chefarzt der Frauenklinik Aarau, hoch anzurechnen, dass er sich nicht scheut, diese Sachlage klar zu benennen – auch im Bezug auf den Aargau.

Dem Hauptteil des Buches, das sich mit der Entwicklung der Frauenheilkunde im Kanton Aargau befasst, stellt Stoll ein erstes Kapitel voran, das im Sinne einer Einführung einen aufschlussreichen Blick auf den historischen Hintergrund bietet. Bis zum späten 18. Jahrhundert fristete die Geburtshilfe ein medizinisches Schattendasein. Gelehrte Ärzte hatten keine Erfahrung darin, sie überliessen sie den nur notdürftig ausgebildeten Chirurgen und Hebammen. Zwar entstand in Wien 1784 als Teil des neuen Allgemeinen Krankenhauses auch die grösste Gebärklinik der Welt, wo auch Chirurgen und Hebammen ausgebildet wurden. Doch verursachten die an Leichen arbeitenden Studenten und Hebammen bei der Geburtshilfe massenhaft Wundinfekte, die für das Kindbettfieber verantwortlich waren. Zwar waren die Ursachen und Massnahmen zur Desinfektion ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bekannt, wurden aber nur schleppend umgesetzt. Der politische Druck war nicht gross, denn das Spital diente vor allem den städtischen Unterschichten. Bürgersfrauen gebaren zu Hause.

In der Schweiz entstand in Zürich 1782 das medizinisch-chirurgische Institut, das erstmals eine fundierte und obrigkeitlich kontrollierte Ausbildung für Wundärzte anbot. 1804 übernahm der Kanton das Institut und bildete nun auch Hebammen aus. Doch bis nach dem Zweiten Weltkrieg blieb deren Ausbildung auf einem vergleichsweise bescheidenen Niveau stehen. Niedriges Sozialprestige und schlechte Entlöhnung waren bis dahin bezeichnend für den Hebammenberuf.

Im neu gegründeten Kanton Aargau gehörten die Anstrengungen zur Gründung eines modernen Gesundheitssystems zu den frühesten politischen Massnahmen. Ein erstes Krankenhaus entstand in Königsfelden, dem 1810 auch die seit 1804 in Zofingen bestehende Hebammenschule eingegliedert wurde. 1887 konnte schliesslich die neu eröffnete Kantonale Krankenanstalt in Aarau in Betrieb genommen werden. Der dort angegliederten Gebäranstalt mit Hebammenschule kam jedoch nur eine Randbedeutung zu, indem sie keinen eigenen Chefarzt erhielt, sondern dem Internisten zugeteilt wurde. Der administrative Direktor, der Chirurg Heinrich Bircher, verhinderte erfolgreich Verbesserungen, die der Internist Joseph Kalt für eine zeitgemässe und sozial verantwortungsbewusste Geburtshilfe forderte. Erst 1921 wurde die Gebärklinik als eigenständige Teilklinik mit eigenem Chefarzt eingerichtet und erhielt 1935 das bis heute genutzte eigene Gebäude. Ihr erster Chefarzt, Paul Hüssy, erreichte eine massive Verbesserung der medizinischen und chirurgischen Geburtshilfe am Kantonsspital, die seither personell und infrastrukturell stets dem Stand der medizinischen Forschung angepasst wird.

DOMINIK SAUERLÄNDER, AARAU

Martin Kundert: Ansichten. Die Fotoserien von Eduard Müller 1854–1915. Hg. vom Stadtmuseum Schlössli Aarau. Baden: hier + jetzt 2010, 127 S., zahlreiche Fotos.

Nach einer Ausstellung zur Fotoserie über die Aare im Historischen Museum Olten 2009 fand 2010 im Stadtmuseum Aarau bereits die zweite Ausstellung zum

Aarauer Fotografen Eduard Müller statt. Die Ausstellung in Olten wurde durch eine Publikation ergänzt (Martin Kundert, Eduard Müller. Die Aare – vom Gletscher bis zum Rhein. Eine fotografische Zeitreise. Baden 2009). Zur Aarauer Ausstellung bringt Müllers Urenkel Martin Kundert nun eine Dokumentation des fotografischen Nachlasses von Müller heraus. Dies ist gut so, wird doch damit auf das Werk eines weiteren Pioniers der Fotografie um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert aufmerksam gemacht. Eduard Müller ist ein Vertreter der ambitionierten Amateurfotografie, die in dieser Zeit noch eine wichtige Rolle neben der professionellen Fotografie spielte. Müller war Schirmmacher, Ladenbesitzer und Familienvater in Aarau – über dessen Leben wenig überliefert ist, obwohl er in der Stadt bekannt und beliebt war.

Auch die Fotografien Müllers sind schwierig zu dokumentieren: «Die einzigen Informationsquellen zu Eduard Müllers fotografischer Tätigkeit sind seine überlieferten Aufnahmen und wenige mündliche Angaben seiner Tochter Ida», wie Kundert schreibt. Man weiss nichts über seine Beweggründe und Absichten, seine Ausrüstung oder Arbeitsmethoden. Bisher bekannt sind neben 250 Glasdias fünf Fotoalben, die jeweils einem speziellen Thema gewidmet sind, sowie eine Broschüre und verschiedene Ansichtskarten. Die Arbeiten befinden sich teils im Familienbesitz, teils im Stadtmuseum Aarau, in der Aargauer Kantonsbibliothek, im Staatsarchiv Aargau und in der Schweizerischen Nationalbibliothek.

Auffallend an Eduard Müllers fotografischen Arbeiten ist die thematische und systematische Ausrichtung. Er erarbeitete in zwei Alben eine umfassende fotografische Dokumentation seiner Heimatstadt Aarau. Er dokumentierte die geschichtskulturellen Spuren Heinrich Zschokkes in einem eigenen Album. Er fotografierte in eindrücklichen Winteraufnahmen die Aargauer Burgen, Schlösser und Ruinen. Er widmete sich immer wieder dem Thema Bäume und Wald, dem er auch eine spezielle Broschüre widmete. Schliesslich folgte er mit der Fotokamera dem Lauf der Aare von der Quelle bis zur Einmündung in den Rhein. Martin Kundert analysiert und interpretiert diese Themen sorgfältig und aufschlussreich, unterlegt sie mit einer Auswahl aus Müllers fotografischem Nachlass. Nicht enthalten ist einzig die Serie über die Aare, die bereits Gegenstand des Fotobandes von 2009 war. Mit diesen beiden Büchern ist nun das Werk eines weiteren Aarauer Fotografen aufgearbeitet und der interessierten Öffentlichkeit verfügbar gemacht worden.

DOMINIK SAUERLÄNDER

Niederhäuser, Peter (Hg.): Die Habsburger zwischen Aare und Bodensee, Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 77. – Zürich: Chronos-Verlag 2010. – 254 S., ill.

Der im Zusammenhang mit dem Habsburger Gedenkjahr 2008 herausgegebene Sammelband vereint Beiträge von einem Autorenkollektiv, welche sich hauptsächlich um drei Aspekte der habsburgischen Herrschaftsausübung gruppieren. Dazu gehören neben Formen und Symbolen der Herrschaft, auch die Fürsten und Gefolgsleute

sowie die Erinnerungskultur. Damit soll der bereits in früheren Publikationen und Veranstaltungen angeregte Perspektivenwechsel in der Habsburgerforschung um weitere Aspekte der lokalen Herrschaftsausübung in den Vorlanden ergänzt werden. Der Herausgeber formuliert sein Vorhaben folgendermassen: «Eine ‹internationale› Autorenschaft – damit wird wohl auf die internationale Tagung ‹Habsburger Herrschaft vor Ort – weltweit› 2008 auf Schloss Lenzburg angespielt – verbindet die regionale mit der habsburgisch-vorderösterreichischen und schweizerischen Geschichte, stellt die habsburgische Herrschaft zwischen Aare, Rhein und Bodensee in der Zeit zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert aus unterschiedlichen Perspektiven vor und präsentiert Bausteine einer habsburgischen Geschichte in der Schweiz.» Weit weniger gesprächig gibt sich der Herausgeber allerdings, was die Offenlegung der Entstehungskontexte der einzelnen Beiträge angeht. Die Beiträge, so der Herausgeber, gingen zum Teil auf Veranstaltungen des Gedenkjahres 2008 zurück, zum Teil auf universitäre Arbeiten oder seien eigens für dieses Buch erarbeitet worden. In Wirklichkeit gehen zwei Beiträge (Moddelmog, Hugener) auf Vorträge zurück, welche im Rahmen der bereits erwähnten vom Kanton Aargau finanzierten und vom Staatsarchiv Aargau in Verbindung mit der Universität Zürich ausgerichteten internationalen Tagung gehalten wurden. Ein Beitrag (Gerber) ist im Rahmen der Veranstaltungen des Staatsarchivs Aargau aus Anlass des Habsburger Gedenkjahrs 2008 entstanden. Ein weiterer Beitrag (Sieber) wurde – wie dies vom Autor korrekt angegeben wird – durch die Arbeiten am Editionsprojekt «Acta Murensia» angeregt, welches ebenfalls im Staatsarchiv Aargau angesiedelt ist. Dass die öffentlichen Veranstaltungen und Projekte der kantonalen Institutionen eine wesentliche Quelle des Bandes sind, wird vom Herausgeber weitgehend verschwiegen. Irritierend ist die Nichtnennung, zumal der Kanton Aargau als Geldgeber für die vorliegende Publikation genannt wird.

Im Folgenden können nur die Beiträge nähere Erwähnung finden, welche sich im engeren Sinn auf das Gebiet des heutigen Aargaus beziehen. Christian Sieber erarbeitet in seinem Beitrag eine Statistik der vorländischen Aufenthaltsorte der Herzöge Leopold IV. und Friedrich IV. von Österreich von der Schlacht von Sempach 1386 bis zur Aussöhnung mit König Sigismund 1418. Während Friedrich IV. eine intensive Reiseherrschaft in den Vorlanden aufwies und sich wie sein Vater bevorzugt in Schaffhausen aufhielt, residierte Leopold IV. bevorzugt in den Städten Ensisheim und Thann. In diesem Fall, so der Autor, könne nur eingeschränkt von einer Reiseherrschaft gesprochen werden. Das vorländische Verwaltungszentrum Baden, das dank seinen Bädern zusätzlich attraktiv war, sowie Freiburg i. Br. wurde von beiden Herzögen zwar häufig besucht, aber nur für eine relativ kurze Zeit.

Roland Gerber leuchtet in seinem Artikel die Doppelfunktion des vorländischen Archivs der Herzöge von Österreich als Herrschaftsinstrument und Kriegsbeute aus. Für die Habsburger bildete das Archiv im 14. Jahrhundert ein wichtiges Herrschaftsinstrument für die Durchsetzung ihrer Herrschaftsansprüche und die Schaffung eines zusammenhängenden Territoriums. Die Zunahme der Schriftproduktion vor allem

in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts bis zum gewaltsamen Tod von Leopold III. hing aber auch mit einer internen Verdichtung der Verwaltungstätigkeit und einer Delegation von Herrschaftsbefugnissen an Amtsträger zusammen. Nach der Eroberung des Aargaus 1415 durch die Eidgenossen gelangte das habsburgische Verwaltungsschriftgut als Kriegsbeute in den Wasserturm nach Luzern. Das Schriftgut war für die Eidgenossen in vielerlei Hinsicht wichtig, symbolisch für den Sieg über die Habsburger und auch als Grundlage für den Ausbau ihrer eigenen Landesherrschaft.

Claudia Moddelmog versucht in ihrem Beitrag «Stiftung als gute Herrschaft» das Spezifische der mittelalterlichen Stiftung für das Seelenheil von Verstorbenen am Beispiel von Königsfelden herauszuarbeiten. In Anlehnung an Max Webers Diktum, wonach Herrschaft als Chance zu begreifen sei, könnten Stiftungen als besonders extreme Form von Herrschaft gedeutet werden, indem Stifter auch über ihren Tod hinaus auf die Befolgung ihres Willens hofften. Moddelmog stellt dar, wie Königin Agnes die klösterlichen Abläufe der Stiftung bis ins letzte Detail prägte und auch verschriftlichte. In diesem Zusammenhang wertet Moddelmog auch das Königsfelder Kopialbuch von 1335 aus. Die im Kopialbuch enthaltenen Sprachregelungen weisen darauf hin, dass aus der Reihung von Titeln und Anreden, mit welchen die Stifter bezeichnet wurden, das Wort «Mutter» hervorsticht. Dieses Wort wird interessanterweise nur in Zusammenhang mit der Stifterin Elisabeth und Agnes von Ungarn genannt. Darin manifestiere sich, so Moddelmog, die nicht zu übertreffende Personifizierung von guter Herrschaft, welche Konsens zu erzeugen vermochte.

Rainer Hugener befasst sich in seinem Beitrag mit dem habsburgischen und eidgenössischen Totengedenken nach der Schlacht bei Sempach 1386. Die frühesten Jahrzeitfeiern zum Gedenken an die Schlacht von Sempach findet man in den Jahrzeitbüchern der aargauischen Klöster und Kirchen. Dort gedachte man allerdings nur dem gefallenen Fürsten Leopold III. Grössere Verbreitung erlangte das liturgische Gedenken an die Schlacht erst im Lauf der Zeit. So wurde in den eroberten Gebieten des Aargaus offenbar noch nach 1415 anhand der Sempacher Gedenkfeier die Zugehörigkeit zu Habsburg zum Ausdruck gebracht. Mit den Legenden, die sich nach der Wende zum 16. Jahrhundert aus dem Totengedenken heraus entwickelten, konnten aargauische Städte wie Bremgarten und Zofingen ihren Anspruch auf Autonomie zum Ausdruck bringen.

Martina Huggel geht in ihrem Beitrag auf die Grabkapelle der Herren von Hallwyl in der Kirche Seengen ein. Huggel zeigt wie Pfarrkirchen zu neuen Stätten der Memoria wurden. In dieses Umfeld gehört auch die Verlegung der hallwylschen Grablege von 1464. Die Gründe dafür sind im Kontext des Frömmigkeitswandels und der Öffentlichkeit der Pfarrkirche von Seengen zu suchen. Die aufwändige Ausstattung der Kirche und die formale Ausgestaltung der Grabmäler in der Familienkapelle dokumentieren die dynastische Identität und das Standesbewusstsein der Hallwyler.

Insgesamt liefern die Beiträge interessante Bausteine zum Verständnis der habs-

burgischen Herrschaft zwischen Aare und Bodensee und zu einzelnen Aspekten der lokalen Herrschaftsausübung. Eine überregionale Darstellung der Herrschaftsstrukturen der Habsburger im Untersuchungsgebiet kann dieser Band allerdings nicht leisten, da die einzelnen Beiträge zu wenig miteinander verbunden sind. Eine klarere Darstellung der Forschungslage und der damit verbundenen methodischen Fragen zu Beginn sowie ein Schlusswort des Herausgebers, welches die Resultate der einzelnen Beiträge miteinander in Beziehung setzt, wären wünschenswert gewesen und der «internationalen» Autorenschaft durchaus angemessen. Dennoch ist die Lektüre zu empfehlen, wobei vor allem die Beiträge zur Erinnerungskultur innovative Ansätze für eine Weiterbeschäftigung bieten.

JEANNETTE RAUSCHERT, ZÜRICH

Doswald, Cornel; Meier, Bruno: Die Entstehung der Stadt Bremgarten. Siedlung, Verkehr und Stadtrecht im Mittelalter. – Baden: hier + jetzt 2009. – 71 S., ill.

Ausgangspunkt für die Publikation der Entstehung der Stadt Bremgarten bildete das Stadtfest von 2009, an welchem das 750-jährige Bestehen der sogenannten Handfeste, womit das erste urkundlich überlieferte Stadtrecht von Bremgarten gemeint ist, gefeiert wurde. Die Datierung auf 1258/59 kann dabei keineswegs als sicher angesehen werden und wurde in den letzten 50 Jahren immer wieder diskutiert. Das im Stadtarchiv Bremgarten erhalten gebliebene Dokument ist nicht datiert und entspricht, so die einzige sichere Erkenntnis, einem Ausschnitt eines zähringischen Rechts der Stadt Freiburg i. B. Beide Autoren gehen von der Prämisse aus, dass eine Stadtgründung im Mittelalter niemals ein auf ein genaues Gründungsjahr zu datierendes Ereignis war, sondern sich in einem langen Prozess erst herauskristallisierte. Der mit zahlreichen, teils neuen Fotografien und Karten ausgestattete handliche Band gliedert sich in zwei Teile. In einem ersten Teil werden die Grundlagen der Stadtgründung dargestellt, die Besiedlung des Reusstals seit der Spätantike, die allmähliche Entwicklung einer protostädtischen Infrastruktur mit Herrschaftssitz, Pfarrkirche, einem ersten Reussübergang und einem vorstädtischen Dorf Bremgarten. Im zweiten Teil von Bruno Meier werden Stadtrechtsverleihung und Entwicklung der städtischen Siedlung thematisiert. Dabei werden nicht nur ältere und neuere Forschungsmeinungen zur Bremgarter Stadtrechtsurkunde präsentiert und diskutiert, sondern Stadtentstehung und Verschriftlichung des Stadtrechts werden in die Städtegründungsbewegung des 13. und 14.Jahrhunderts sowie in die Herrschaftspolitik der Habsburger eingebettet. Als wichtig für die Stadtentwicklung sollte sich vor allem die Politik von Rudolf IV. herausstellen, welcher 1273 zum König gewählt worden war. Insgesamt waren sowohl der Raum Muri als auch die Umgebung von Bremgarten von grossem Interesse für den habsburgischen Landesausbau. Da weder Zeitpunkt der Herstellung noch Aussteller und Siegler der Stadtrechtsurkunde bekannt sind, eröffnete sich hinsichtlich der Entstehung der Stadtrechtsurkunde ein grosser Spielraum für mögliche Interpretationen. Das Siegel wurde scheinbar ohne greifbare

Grundlage als Reitersiegel von Rudolf IV. gedeutet. Trotz in vielerlei Hinsicht neuer Erkenntnisse und der Untersuchung von Pergament und Siegelschnur 2008 anhand der naturwissenschaftlichen C^{14}-Methode, konnten Datierung und Aufschlüsselung des Entstehungskontextes der ältesten überlieferten Stadtrechtsurkunde bis heute nicht schlüssig geklärt werden. Schon 1959 hatte Paul Hausherr das Bremgarter Stadtrecht in die Freiburger Stadtrechtstradition eingeordnet. Vor allem Marita Blattmann hat in ihrer wegweisenden Analyse der Freiburger Stadtrechtsfamilie überzeugend dargelegt, dass der Freiburger Stadtrodel von 1218 und die Bremgarter Stadtrechtsurkunde auf ein gemeinsames Konzept zurückgehen, das ebenfalls aus dem Jahr 1218 stammen muss. Plausibel für Blattmann erscheint die Annahme, dass die Bremgarter Bürgerschaft in Freiburg wohl um die Ausstellung einer Stadtrechtsurkunde anfragte. Diese dürfte dann zwischen 1218 und der Jahrhundertmitte nach Bremgarten gekommen sein. Möglicherweise sollte das Dokument zum Regierungsantritt von Rudolf IV. vorgelegt werden können. Dennoch bleiben bei der Interpretation verschiedene Unsicherheiten bestehen. Nicht nur kann das Siegel nicht mehr einwandfrei identifiziert werden, sondern auch die Tatsache, dass eine Abschrift des Stadtrechts von 1309 von den habsburgischen Herzögen nie besiegelt wurde, lässt den ursprünglichen Bestimmungszweck des Dokuments aus der Mitte des 13. Jahrhunderts in Zweifel geraten. Möglicherweise wurde das Vorhaben der Ausstellung einer Stadtrechtsurkunde vorerst nicht vollendet, wie auch die Existenz eines solchen Dokuments keine zwingende Bedingung für die Existenz eines städtischen Gemeinwesens war.

JEANNETTE RAUSCHERT, ZÜRICH

Gutmann, André: Die Schwabenkriegschronik des Kaspar Frey und ihre Stellung in der eidgenössischen Historiographie des 16. Jahrhunderts. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 176. Band. – Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2010. – 2 Bde. 1002 S.

André Gutmann hat in seinem Artikel zur Schwabenkriegschronik von Kaspar Frey aus Baden bereits in der Argovia 2008 neugierig gemacht auf seine Dissertation, die nun in Stuttgart erschienen ist, ein im wörtlichen Sinn gewichtiges Werk. Gutmanns Arbeit umfasst einerseits eine wissenschaftliche Edition der in der thurgauischen Kantonsbibliothek liegenden Handschrift, andererseits eine mustergültige Einordnung in die eidgenössische Chronistik der Zeit um 1500. Zur Person des Chronisten und seines Werdegangs sei auf den Artikel in der Argovia 2008, 94–130, verwiesen.

Gutmann bietet in einem ersten Teil eine Übersicht zur Historiographie des Schwaben- oder Schweizerkriegs. In einem zweiten Teil beschreibt er Herkunft und Werdegang des Verfassers, der als Stadtschreiber und Schultheiss einige Jahre in Baden gewirkt hat, noch im Kriegsjahr 1499 aber in die Dienste des Klosters St. Gallen getreten ist und 1515 bis 1526 schliesslich Stadtschreiber in Zürich war. Sodann

untersucht der Autor die Chronik selbst, den Entstehungszeitraum, die Quellengrundlagen und die Werkzeuge des Historiographen, aber auch dessen Beurteilungen und Wahrnehmungen des Kriegs. Der Teilband 2 umfasst neben der Edition der Chronik und der Rekonstruktion von verlorenen Textteilen vor allem die Rezeption des Textes in der schweizerischen Chronistik.

Die Arbeit von André Gutmann ist für Baden von lokalhistorischem Interesse, vor allem aber bietet sie eine neue Quellengrundlage für die Erforschung des Schwaben- oder Schweizerkriegs und ist damit eine wertvoller Beitrag von grossem schweizergeschichtlichem Interesse. Dazu kann dem Autor uneingeschränkt gratuliert werden.

BRUNO MEIER, BADEN